

(aus: SAP-Zeitung Nr. 3, März 2002)

Das „psychoanalytische Überich“ - ein Gespenst in verschiedenen Erscheinungsformen

Christian Schacht

*(Überarbeitete Fassung eines auf der Klausurtagung des SAP zum Thema „**Überich und psychoanalytische Praxis**“ am 9.3.2001 gehaltenen Referates. - Erschienen in „texte“, Jg. 23, Heft 1/2003, S. 92ff.)*

1) Einleitung

Im Mittelpunkt der folgenden Überlegungen steht die Rolle des Überich (und zwar des Überich *des Analytikers*) im psychoanalytischen Prozess. Dabei interessieren mich besonders die Vermischungen, Verzahnungen zwischen dem individuellen Überich des Psychoanalytikers und den kollektiven Normen und Idealanforderungen, die – teilweise unbewusst – in psychoanalytischen Institutionen wirksam sein können. Es scheint hier nämlich so etwas wie ein psychoanalyse-spezifisches Muster der Selbstentfremdung zu geben, das speziell für Anfänger, die in ihrer analytischen Identität noch unsicher sind, zum Problem werden kann. - Grundlage meiner Überlegungen sind eigene Erfahrungen sowie Anregungen aus der supervisorischen Arbeit, aus zahlreichen Gesprächen mit Kolleginnen und Kollegen, und natürlich aus der Literatur.

Ich werde zunächst zwei Varianten dieses Selbstentfremdungsmusters skizzieren. Anschließend werde ich eine Verbindung von dieser Thematik zu einem Problem auf theoretischer Ebene aufzeigen, und zwar zu einer bestimmten Widersprüchlichkeit (oder besser: einer Lücke) innerhalb der klinischen Theorie(n).

2) Das „Gespenst des gefühllosen, inhumanen Psychoanalytikers“

FREUDs technische Empfehlungen (Stichworte: Spiegel-, Chirurgen-, Passivitäts-, Neutralitäts-, Abstinenzhaltung) haben bekanntlich in der Folge für einige Jahrzehnte zu einem bestimmten Leitbild psychoanalytischer Technik geführt, dessen Problematik, speziell was die Bewertung der Gegenübertragung betrifft, immer wieder diskutiert wurde.

Diese Debatte kann ich hier nicht nachzeichnen, will aber auf den Beitrag von NERENZ (1985, S.501ff.) hinweisen: Er führt die Entstehung und Beibehaltung des „offiziellen“ Technikmodells, das letztlich auf eine phobische Einstellung des Analytikers den eigenen Gefühlen gegenüber hinauslief, wesentlich auf mangelhafte FREUD-Rezeption bzw. auf ein Missverständnis seiner behandlungstechnischen Empfehlungen zu Fragen der Gegenübertragung zurück. Ähnlich formulierte STONE: Wir müssten uns mit den „absurden Missdeutungen, Übertreibungen oder anderen Missbräuchen“ des Spiegelkonzepts FREUDs auseinandersetzen. Dieses werde von manchen als „Rationalisierung für passive Grausamkeit“ benutzt oder „in unkritischer Begeisterung als der Buchstabe des Gesetzes“ angesehen (STONE 1961, S.38).

CREMERIUS spricht vom „Geist der strengen Disziplin“, aus dem „die Verurteilung aller Reaktionen des Analytikers auf seinen Patienten als Agieren“ entstanden sei (CREMERIUS 1977. S.633) und meint weiter:

„So konnte das Ideal des schweigenden Analytikers entstehen, der seinen Patienten nur als Spiegel dienen (welche Ungeheuerlichkeit des Über-Ichs!) und ausschließlich klären und deuten will. An keiner anderen Stelle wird so deutlich, dass der Analytiker aus der Analyse ein Gefängnis *für sich* macht. Denn der Spielraum für die Übernahme der therapeutischen Funktion ist sehr groß und erlaubt – natürlich kontrolliert und wissend, daß es sich um eine Funktion handelt – mehr eigenes Leben zu verwirklichen, als das psychoanalytische Über-Ich gestattet. Freud hat diese Selbstbegrenzung auf Schweigen und Deuten persönlich nicht lange mitgemacht (dadurch, dass er es uns nicht offiziell mitgeteilt hat, hat er zur Aufrichtung der ehernen psychoanalytischen Gesetzestafel beigetragen). Nur aus seinen Briefen erfahren wir davon. (..)“ (CREMERIUS 1977, S.633. Hervorh. im Orig.)

Der Begriff „psychoanalytisches Überich“, den CREMERIUS hier verwendet, war übrigens erstmals bei FERENCZI aufgetaucht, - allerdings in völlig anderer

Bedeutung: Bei ihm war es um die Frage gegangen, ob im analytischen Prozess das Überich des Analysanden "abgebaut" und durch ein "psychoanalytisches Überich" ersetzt werden solle (FERENCZI 1928, S.247).

Aber zurück zur erwähnten „ehernen psychoanalytischen Gesetzestafel“. Es komme in der psychoanalytischen Ausbildung zu einer "Überich-Intropektion" beim angehenden Analytiker, meinte BALINT (1947, S.274):

„Das ist wohl eine überraschende Entdeckung. Was wir bewusst bei unseren Kandidaten zu erreichen beabsichtigen, ist doch vielmehr, dass sie ein starkes Ich entwickeln, das fähig ist, erhebliche Belastungen zu ertragen, das frei ist von unnötigen Identifikationen, von automatischer Übertragung und Denkschablonen. Ganz im Gegensatz zu diesem bewussten Ziel (..) läuft unser Ausbildungssystem darauf hinaus, dass es beim Kandidaten unweigerlich zu einer Schwächung dieser Ich-Funktionen und zur Bildung und Festigung einer ganz speziellen Über-Ich-Form kommt“. (a.a.O. S.273)

Diese 1947 formulierten Gedanken hätten „nichts an Aktualität eingebüßt“, meint SCHLIEFFEN in seiner Arbeit mit dem Titel „Der schweigende Analytiker“ (SCHLIEFFEN 1982, S. 297). Er setzt sich darin vor allem mit dem Phänomen des „generalisierten Schweigens“ des Analytikers auseinander. Als Hintergrund dafür vermutet er auf der **individuellen** Konfliktebene z.B. abgewehrte sadistische Regungen; andererseits sieht er den - auf diese „generalisierte“ Weise - schweigenden Analytiker aber **auch** als Repräsentanten einer von einem kollektiven analytischen Überich beherrschten **Gruppe**.

Er schreibt:

„Um das Schweigen des Analytikers besser verstehen zu können, möchte ich dem individuellen Über-Ich des Analytikers das Über-Ich der Gruppe, ein kollektives Über-Ich, zur Seite stellen. Mit dem Begriff des kollektiven Über-Ichs meine ich jenes unserer Kultur immanente Über-Ich der Gruppe, dem sich die einzelnen Mitglieder mehr oder minder bewusst unterwerfen. Das Über-Ich unserer psychoanalytischen Gesellschaft mit seinen enormen Ich-Ideal-Anforderungen kann so zum Nährboden und auch zur Legimitationsgrundlage für individuelles Agieren des Analytikers werden. (..) Ich möchte (..) auf jene meist unbewussten Über-Ich-Anteile des

Analytikers aufmerksam machen, die sich nur schwer auf die Geschichte seiner Konflikte reduzieren lassen“ (a.a.O., S.291f.).

“Ich glaube, daß der Analytiker grundsätzlich der gleichen Gefahr zur Ausbildung mehr oder minder subtiler Anpassungs-/Abwehrtechniken unterlegen ist wie seine Analysanden und daß es für ihn nicht immer leicht ist, den narzißtischen Gewinn, den er aus der Identifikation mit spezifischen Rollen zieht, zu durchschauen. Unter diesem Aspekt kommt der Ausbildungsanalyse auch die Aufgabe zu, jene Identifikationen mit der am Ende ‚neu erreichten gesellschaftlichen Rolle‘ (PARIN 1977, S.510) transparent zu machen, das heißt jene Anpassungsmechanismen einer kritischen Reflexion zu unterziehen, derer sich scheinbar alle Gruppenmitglieder bedienen, indem sie bei der Bewältigung bestimmter Konflikte auf kollektiv gebilligte oder sogar gratifizierte Lösungstechniken zurückgreifen“. (a.a.O., S. 294f.)

“Ein Spezialfall der nur unzulänglich transparent gewordenen Anpassungstechniken an kollektive Normen scheint mir der schweigende Psychoanalytiker bzw. ein bestimmter Typus des schweigenden Analytikers zu sein: auf der Ebene der Gruppenidentifikation wäre das ein Analytiker, der das generalisierte Schweigen in scheinbarer Übereinstimmung mit der Gruppenerwartung – technisch unreflektiert – praktiziert. Auf der Ebene einer individuellen Konzeption glaubt dieser Analytiker möglicherweise, daß er seine Einsichten für sich behalten sollte, weil der Patient alles selbst herausfinden und lösen muß. (...) *Es geht mir um die Diskussion einer Art Privatideologie in Verschmelzung mit spezifischen Gruppenerwartungen, die über verschiedene Analysen hinweg denselben Ausdruck findet.* Daß der Analytiker als Teil seiner Technik sogar schweigen können muß, ist selbstverständlich. (..)“ (a.a.O., S.297.f; Hervorh. C.S.)

Was in den bisher wiedergegebenen Zitaten geschildert bzw. kritisiert wird, lässt sich gut in Paula HEIMANNs prägnanter Formulierung vom „**Gespent des gefühllosen, inhumanen Psychoanalytikers**“ zusammenfassen. (Es sei ihr Hauptanliegen gewesen, schrieb sie, das „Gespent des ‚gefühllosen‘, inhumanen Psychoanalytikers zu bannen und die Verwendbarkeit der Gegenübertragung zu zeigen“ HEIMANN 1964, S.485).

THOMÄ und KÄCHELE haben den Satz später aufgegriffen und ergänzend gemeint: „Da jedoch dieses Gespent in jeder jungen Generation von Analytikern aufs neue umgeht, muß sich auch seine Vertreibung wiederholen“ (THOMÄ u. KÄCHELE 1989,

S.90). Es würde sich demnach – wenn diese pauschal formulierte Behauptung zutrifft – um ein Gespenst von großer, generationenübergreifender Attraktivität handeln.

3) Ein zweites Gespenst: Der „gute Analytiker“ à la Alice MILLER

Ein anderes Überich-Gespenst - vielleicht nicht ganz so attraktiv, und auch nicht so psychoanalyse-spezifisch, aber doch auch unter Psychoanalytikern von beträchtlicher Wirksamkeit - bezeichne ich als „**Alice-Miller-Modell**“.

Alice MILLER vermittelt in ihrem Büchern ein Modell von analytischer Arbeit, in dem der Psychoanalytiker den Patienten „vollständig und unter allen Umständen“ verstehen muss (MILLER 1981, S.71). Damit verbunden ist eine sehr idyllisch gefärbte Vorstellung der analytischen Beziehung, in der vor allem für aggressives Geschehen auf der Übertragungs-Gegenübertragungsebene kein Platz ist, mit dem Analytiker in einer mütterlich-grandiosen Position.

Die Thesen MILLERs waren eine Zeit lang Gegenstand heftiger Debatten. So schrieb etwa PLÄNKERS (1982, S.738 ff.) in seiner Kritik mit dem Titel „Die barmherzige Psychoanalyse“, bei MILLER würde sich der auf die Erfahrung seiner Misshandlungen reduzierte Patient mit seinem „Samariter-Analytiker“ darauf einigen, dass diese Welt schrecklich sei (a.a.O., S.740). Und er meint weiter:

„Was sonst Bestandteil einer Analyse ist, wird hier zu ihrer alleinigen Bestimmung: Trauer und Wut über die Familienerfahrung. Die von WINNICOTT beschriebene ‚holding function‘ – als spezifische therapeutische Haltung des Analytikers in besonderen Fällen – soll jetzt zur grundlegenden Richtschnur des analytischen Verhaltens werden.“ (a.a.O., S.740)

Und zu MILLERs Konzept der Aggression: „In Fortführung der Frustrations-Aggressions-Hypothese hat bei Alice MILLER die Aggression nur reaktive Bedeutung. (..) Eine ‚verstehende Psychoanalyse‘, deren Behandlungstechnik der Gesprächstherapie sehr nahe kommt, bringt dann diese Aggressionen zur Erledigung und – so möchte man fortfahren – eröffnet den Weg zu einem harmonischen Leben.“ (a.a.O., S.741)

Zwei Dinge fallen hier auf: Erstens der zynisch-aggressive Ton, der die ganze Alice-MILLER-Debatte jener Zeit durchzog. (Ich vermute, dass das mit der erwähnten betont idyllischen Selbst- und Beziehungswahrnehmung der „barmherzigen Samariterin“ MILLER zu tun hatte. Vielleicht wurden von der immerwährend verstehenden Autorin aggressive Impulse unbemerkt an den involvierten Leser, der derartiges bei sich zuließ, delegiert?) – Zweitens: Die häufige Bezugnahme auf christlich-religiöse Inhalte (Stichwort „Samariter-Analytiker“; in PLÄNKERS' Kritik ist auch die Rede von „diesem Buch, in dem die Bibel mehr als Freud bemüht wird“; a.a.O., S.739).

Das verweist auf einen Aspekt der Attraktivität, die A.MILLER speziell für solche Analytiker haben kann, die (wie ich selbst) aus einem intensiv christlich geprägtem Milieu kommen. Was hier – zumindest eine Zeit lang – als anziehend erlebt wird, ist die Verbindung zwischen dem von MILLER gezeichneten grandios-mütterlichen Bild des guten Analytikers einerseits und christlichen Maßstäben des sanftmütigen „Gut-Seins“ andererseits: Der „gute Analytiker“ erscheint als (besonders) „guter Mensch“, in einer von Kindheit her vertrauten Weise.

Allerdings, die Sache ist doch komplizierter und widersprüchlicher: Die Nähe zu christlichen Idealvorstellungen ist nämlich zwar einerseits evident, andererseits aber werden manche „scheinbar“ christliche (sich als solche ausgebende) Haltungen von MILLER scharf kritisiert. Sie werden so scharf kritisiert, dass in der lustvollen Identifizierung mit dieser Kritik leicht übersehen wird, dass die (auch) hinter den kritisierten Haltungen wirksamen Ideale selbst nie kritisch hinterfragt werden: *Nur die (verschleierte) Nicht-Erfüllung der Idealvorstellungen wird kritisiert, nicht diese selbst.* Im Gegenteil: Letztlich läuft die implizite Botschaft darauf hinaus, dass die Erfüllung christlicher Idealanforderungen in der Psychoanalyse zutiefst erstrebenswert und auch möglich ist, - zu finden bei A.MILLER selbst, oder bei Psychoanalytikern, die in ihrem Sinne „gut“ sind.

Dass es sich bei der von Alice MILLER geforderten Haltung des Analytikers um einen unerfüllbaren Anspruch handelt, ist das geringere Problem. Problematischer ist, dass der Anspruch dort, wo er ernst genommen wird, wo er sozusagen „Überich-Charakter“ bekommt, zu einer massiven Einschränkung der Wahrnehmung von Gegenübertragungsreaktionen (vor allem aggressiver Art) im Analytiker führt. Noch wichtiger aber erscheint mir, dass der MILLERsche Idealanspruch selbst nie als solcher thematisiert wird: Das hat nämlich zur Folge, dass das Scheitern daran als

individuell-persönliches Versagen erlebt wird, und damit als starke Beschämung. (Und in der konkreten analytischen Arbeit kann das dazu führen, dass für den Analytiker die Möglichkeit blockiert ist, die Thematik auf ihre Bedeutung im analytischen Beziehungsgeschehen hin abzuklopfen.)

4) Die Gespenster aus verschiedenen Blickwinkeln

Ich habe zwei Bilder (oder Zerrbilder) von psychoanalytischer Professionalität skizziert. **Beide** können im Analytiker die Wirkung eines „malignen Überich“ ausüben, indem bzw. wenn sie in Richtung einer partiellen emotionalen Selbstausslöschung, Selbstaussblendung des Analytikers wirken. Genau darin liegt aber auch der Grund für ihre Attraktivität: Sie helfen, Konflikte abzuwehren, indem sie sich mit der jeweiligen individuell-restneurotischen Abwehr verbünden, sie sozusagen legitimieren. Die Identifizierung mit einem derartigen Überich kann mein Analytiker-Ich daher auf verschiedenen Ebenen schützen (bzw. zu schützen helfen):

- auf narzißtischer Ebene vor Beschämung (z.B. mich als Anfänger überfordert zu fühlen);
- auf oraler Ebene vor der Wahrnehmung eigener Bedürftigkeit (die ich dann z.B. in den Analysanden projiziere);
- auf analer Ebene bin ich scheinbar vor affektiver Verunreinigung geschützt, vor der Ansteckung mit aggressiven und/oder erotischen Impulsen, u.ä.m.;
- auf ödipaler Ebene schließlich kann eine derartige Überich-Identifizierung des Analytikers dazu führen, daß es affektiv „keinen Dritten“ mehr gibt: Es gibt dann keine Triade „Analysand/Analytiker/analytische Situation“ mehr, sondern nur mehr den "Analysanden und mich", - *mich* aber eben nicht mehr als konkreten Menschen in einer konkreten Funktion (und zeitweise durchaus auch in Konflikt mit dieser Funktion), sondern „mich“ nur noch als gefühls- und geschlechtslosen, mit der Methode verschmolzenen homunculus.

Für die Reflexion einer konkreten analytischen Arbeit und ihrer etwaigen Einschränkung durch die (Mit-)Wirkung eines „psychoanalytischen Überich“ ist es natürlich am wichtigsten, sich mit der individuellen Überich-Problematik des jeweiligen Analytikers auseinanderzusetzen. Im Rahmen meiner allgemeinen

Überlegungen hier ist mir ein anderer Aspekt wichtiger: Die Tatsache nämlich, daß die beiden oben skizzierten psychoanalytischen Überich-Gespenster sich nicht **allein** aus individuellen Restneurosen und/oder aus den jeweiligen Übertragungs-/Gegenübertragungsprozessen heraus erklären lassen. Sondern daß hier das individuelle Analytiker-Überich etwas aufgenommen hat, sich etwas zunutze gemacht hat, was ihm von außen entgegengekommen ist.

In diesem Spannungsfeld bewegt sich die oben erwähnte und zitierte Arbeit von SCHLIEFFEN (1982). Es geht hier, allgemein gesagt, um die Frage, ob und wie bestimmte behandlungstechnische Vorgehensweisen und Haltungen in bestimmten psychoanalytischen Institutionen als „kollektive Überich-Normen“ wirksam werden, und wie sich **diese** wiederum mit unseren individuellen Konflikten, mit unseren „privaten Überichs“ (und gegebenenfalls auch mit denen unserer Analysanden) verknüpfen und vermischen. Man könnte dabei – was SCHLIEFFEN nicht getan hat – auch noch diverse kulturelle, historische bzw. soziologische Fragestellungen miteinbeziehen, etwa, welche verschiedenen „kollektiven Überichs“ jeweils verschiedene psychoanalytische Vereinigungen in verschiedenen Ländern mit ihrer jeweils verschiedenen Geschichte entwickelt haben, u.v.a.m. (s. Anm. 1)

Es sind damit mehrere Perspektiven angedeutet, aus denen heraus die Thematik betrachtet werden kann. Ich fasse zusammen:

- a) *die individuelle Ebene*: Damit das „Gespenst des gefühllosen, inhumanen Psychoanalytikers“ oder auch das „A.Miller-Modell“ in einer konkreten Analyse wirksam werden kann, muss der jeweilige Analytiker eine bestimmte individuelle, „privat-restneurotische“ Konfliktlage in seine analytische Arbeit mitbringen. (Bisher genannte Stichworte: „abgewehrte sadistische Regungen“, „Rationalisierung für passive Grausamkeit“, vs. „grandios-mütterliche Position“, „Samariter-Analytiker“);
- b) *die Ebene der jeweiligen psychoanalytischen Gruppe bzw. (Ausbildungs-)Institution*, wie sie von BALINT und von SCHLIEFFEN angesprochen wurde: Das „Gespenst“ kann sich langfristig nur dort ungestört etablieren, wo der Analytiker sein Verhalten als übereinstimmend mit der Gruppennorm seiner analytischen Umgebung empfindet (Stichworte „kollektives Über-Ich“, „Überich-Introversion“);
- c) *die theoriegeschichtliche Ebene*: Hier geht es um die historischen Entstehungsbedingungen des jeweiligen „Gespenstes“. Im ersten Fall betrifft das etwa das Verhältnis zu der von FREUD beschriebenen Technik (und deren Herkunft

aus der Idealwelt naturwissenschaftlicher Forschung); oder den bereits erwähnten Widerspruch zwischen FREUDs eigener Behandlungspraxis und dem später dogmatisierten „offiziellen“ Technikmodell (vgl. CREMERIUS 1990, S.326ff). - Im Fall des A.-Miller-Modells wären Parallelen und Unterschiede zu Vorgänger-Debatten interessant, beginnend bei der Technik-Debatte zwischen FREUD und FERENCZI, oder der Kontroverse um KOHUTS Behandlungstechnik (KOHUT 1977; CREMERIUS 1982).

Im Folgenden noch einige auf den beiden letztgenannten Ebenen angesiedelte Aussagen zum Thema. Auch wenn die Autoren dabei keine „Überich“- (oder „Gespenster“-) Terminologie verwenden, meinen sie doch dasselbe Problem und helfen zu verdeutlichen, worum es geht:

In den Anfängen der Psychoanalyse habe das damals so wichtige naturwissenschaftlich geprägte Objektivitätsideal dazu geführt, daß die Angst vor „affektiver Verunreinigung“ durch einen technischen Purismus abgewehrt wurde, meint TREURNIET (1996, S.3f.). Er spricht diesem Zusammenhang von einer „puristischen Ethik“ und macht auf deren negative Folgen aufmerksam.

„Das Resultat war manchmal eine Charakterveränderung, die eine ernste Bedrohung der Fähigkeit darstellt, einen emotionalen Kontakt mit dem Patienten zustande zu bringen und aufrechtzuerhalten. Sie äußert sich dann klinisch in einer Haltung emotionaler Steifheit und affektiver Erstarrung, die ein starkes Gefühl von Angst und Scham verbergen muß“. (a.a.O., S.4)

Zur jetzigen Situation meint er:

„Der heutige Stand der Dinge ist (...) etwas verwirrend Einerseits hat die Toleranz gegenüber und das Interesse an der intensiven persönlichen Teilnahme des Analytikers an der klinischen Arbeit einen immer größeren Platz in unserem Denken über den analytischen Prozeß und über die analytische Technik eingenommen. Andererseits halten wir noch immer an einem Bild fest, wonach der Analysand so weit wie möglich von einem bestimmten Feld ferngehalten werden muß, um ihn vor Ansteckung durch die persönliche Psychologie des Analytikers zu schützen. (..)

Diese Verwirrung und partielle Zerrissenheit ist meines Erachtens dafür verantwortlich, daß sich insbesondere jüngere Analytiker so oft ihrer

Gegenübertragungsgefühle schämen. Angst und Scham sorgen dafür, daß das eine oder andere in der Supervisions- oder Intervisionssituation nicht zum Vorschein kommt, während gerade Bewußtwerden und Besprechen von Übertragungs-Gegenübertragungsinteraktionen für den Analytiker so lehrreich und für den Patienten so heilsam sind. Die bereits genannte Steifheit und Hölzernheit haben unmittelbar mit dieser Angst und Scham zu tun.“ (TREURNIET 1996, S.19f.)

In dem bereits erwähnten Artikel von SCHLIEFFEN wird STONES Hinweis auf Mißdeutungen des Spiegel-Konzepts FREUDs aufgegriffen, das manche „als den Buchstaben des Gesetzes ansehen“ (STONE 1961, S.38). SCHLIEFFEN meint dazu:

„Der in unseren Instituten ausgebildete Analytiker scheint es schwer zu haben, sich von diesem ‚Buchstaben des Gesetzes‘ zu lösen und er selbst zu sein oder zu werden, während es andererseits ein allgemein akzeptiertes analytisches Ideal ist, dem Patienten dabei zu helfen, sein ‚wahres Selbst‘ (WINNICOTT 1973) zu finden. Die durch unsere Ausbildung begünstigte Über-Ich-Introversion erzeugt ein ‚falsches Selbst‘ (WINNICOTT 1973) auf höherem Niveau, das dadurch aber nicht minder ‚falsch‘ ist.“ (SCHLIEFFEN 1982, S.300)

In derselben Terminologie stellt KLAUBER lapidar fest:

„Für viele Jahre funktioniert der jüngere Analytiker - oder es war wenigstens bei mir so – zu einem Teil mit einem falschen Selbst.“ (KLAUBER 1980, S.187)

Ich will die Aneinanderreihung von Zitaten hier abbrechen. Auch wenn vieles undeutlich oder allgemein bleibt – was z.B. meint SCHLIEFFEN konkret mit „unserer“ Ausbildung an „unseren“ Instituten? u.ä.m. – so dürfte doch deutlich geworden sein, a) dass es die oben als “Überich-Gespenst” beschriebene Problematik *gibt*, (wenn auch nicht lokalisiert, und erst recht nicht quantifizierbar); und b) dass wir uns mit ihr zwar pragmatisch meist auf individueller Ebene befassen müssen, sie aber genetisch nicht auf individuelle Konflikte *allein* reduzierbar ist.

5) Die Analytikerpersönlichkeit in der klinischen Theorie

In Verbindung mit der oben geschilderten Problematik erscheint es mir als bemerkenswertes Phänomen, dass im klinisch-theoretischen Diskurs **die Rolle der Persönlichkeit des Analytikers** weitgehend ausgeblendet wird. (Ich muss dazu einschränkend feststellen, dass ich von den vielen möglichen Lesarten des analytischen Prozesses hier nur jene im Auge habe, die ich einigermaßen gut kenne: Ich beschränke mich, grob gesagt, auf jene Tradition samt dazugehöriger „Technik-Debatte“, die im deutschsprachigen Raum hauptsächlich in der „Psyche“ transportiert wurde und wird. Andere wichtige Traditionen wie etwa die von M.KLEIN oder von LACAN bleiben ausgeklammert.)

Bereits 1967 meinte KLAUBER, dass „die durch die Persönlichkeit des Psychoanalytikers determinierte Wahl des Deutungsweges bisher nicht genügend untersucht und bewertet und auch in der Theorie der psychoanalytischen Technik nicht ausreichend berücksichtigt worden ist“ (KLAUBER 1967, S. 72). Er schreibt weiter:

„Möglicherweise ist die geringe Bedeutung, die man der Persönlichkeit des Analytikers beigemessen hat, zum Teil auf die Furcht zurückzuführen, man könnte daraus etwas Abträgliches für den Wert der Psychoanalyse als einer objektiven Methode konstruieren“ (a.a.O., S.74)

Und er schließt seine Überlegungen gewissermaßen mit einer Warnung:

„Was ich zu zeigen versucht habe, ist (...), dass die psychoanalytische Funktion nicht unabhängig von der Persönlichkeit des Psychoanalytikers, der sie ausübt, begriffen werden kann, und wenn man den Einfluss seiner Persönlichkeit leugnet, muss es zur Verleugnung von Realitäten des psychoanalytischen Prozesses kommen, für die der Patient mindestens durch Verlust an Zeit zu bezahlen haben wird. Wenn die Psychoanalyse dieses Problem ignoriert, lockert sich ihr Griff in der Praxis, aber auch in der Theorie ihres Verfahrens.“ (a.a.O., S.83.f.)

Was KLAUBER hier in bezug auf die Theorie der psychoanalytischen Technik feststellt, gilt übrigens nicht erst dort, sondern schon in viel allgemeineren, scheinbar ganz banalen Bereichen:

Es gibt ein (weithin selbstverständlich gewordenes) Gebot, das von uns verlangt, in Veröffentlichungen wie in fachlichen Auseinandersetzungen, die über den geschützten Rahmen z.B. einer Interventionsgruppe hinausgehen, prinzipiell eine möglichst „überpersönliche“ Warte einzunehmen, - ohne Bedachtnahme darauf, ob diese Haltung dem jeweiligen Thema überhaupt angemessen ist. Wer z.B. in einem größeren Forum eine Debatte zu einem praxisbezogenen klinischen Thema (wie etwa: „Gegenübertragung“; oder: „Empathie“; o.ä.) miterlebt, wird in den meisten Fällen die Befolgung einer unausgesprochenen Norm wahrnehmen können, derzufolge die Diskussionsteilnehmer als quasi geschichtslose Wesen auftreten und argumentieren (müssen). Die Debatte selbst wird dadurch leicht zu einem affektiv hoch aufgeladenen, inhaltlich aber unklaren, sich im Kreise drehenden Wortgefecht. (Wird dann in privatem Kreis weiterdiskutiert, dürfen die Beteiligten plötzlich wieder Analytiker-Subjekte mit konkreter eigener Lebens- und Berufserfahrung sein.)

Hier geht etwas vor sich, was ich – sowohl für die Kultur des psychoanalytischen Disputes, als auch speziell im Zusammenhang mit der oben skizzierten Überich- bzw. Selbstentfremdungsproblematik – für ein überaus spannendes Thema halte. Als eine andere Auswirkung desselben Gebotes erkläre ich mir den bemüht „unpersönlichen“ Stil in manchen psychoanalytischen Veröffentlichungen, auch zu klinischen Themen (s. Anm.2). - Natürlich lässt sich derartiges unter vielen Aspekten betrachten. *Eine* mögliche Betrachtungsweise ist die, dass auch hier Überich-Normen wirksam sind, die vom jeweiligen Subjekt eine möglichst weitgehende Selbsteeliminierung fordern (in diesem Fall wahrscheinlich zugunsten einer nicht weiter hinterfragten „Wissenschaftlichkeit“).

Aber zurück zur klinischen Theorie: Ähnlich wie früher die Gegenübertragung, die sich dann allerdings vom „Aschenputtel der psychoanalytischen Technik“ in eine „strahlende Prinzessin“ verwandelt hat (THOMÄ u.KÄCHELE 1989, S.85), erscheint bis heute die Persönlichkeit des Analytikers als ein vernachlässigtes „Aschenputtel-Thema“. Im **alten** Technik-Modell wurde sie gemeinsam mit der Gegenübertragung konzeptuell ausgeblendet, - im **neuen** Technikmodell geschieht dies, indem (bzw. wenn) die Gegenübertragung tendenziell auf einer gleichsam „überpersönlichen“ Ebene konzeptualisiert wird. - Was ist damit gemeint?

a) Im ersten Fall war die Sache relativ klar: Wo schon die Gegenübertragung tabuisiert und verleugnet werden mußte, dort durften andere Aspekte der „Analytiker-Variable“ erst recht nicht thematisiert und reflektiert werden. Wenn von derartigem doch die Rede war (Stichwort: „Restneurose“), dann in einem Überich-Zusammenhang, d.h. als etwas, was eigentlich nicht sein dürfte, was das Bild der eigenen Professionalität auf beschämende Weise in Frage stellt.

b) Im zweiten Fall, also seit dem neuen Technik-Modell, ist die Situation komplizierter. Die Gegenübertragung i.e.S. (als Reaktion auf das Beziehungsangebot des Analysanden) erscheint nun nicht mehr als verpönt. Sie ist „erlaubt“, ja sogar als Erkenntnisinstrument willkommen. D.h.: Innerhalb des Dreiecks „Analytiker-Analysand-analytische Situation“ kann das Geschehen auf der Achse „Analytiker-Analysand“ nun mit weniger Überich-Einschränkungen wahrgenommen und reflektiert werden, speziell dort, wo der Analytiker (auch affektiv) involviert ist. Das Selbstausblendungsgebot wurde also teilweise sozusagen außer Kraft gesetzt.

Mit einer wichtigen Einschränkung: Vom Dreieck „Analytiker-Analysand-analytische Situation“ bleibt nämlich in den meisten Beiträgen weiterhin **eine** Beziehung, die den Analytiker betrifft, mit großer Selbstverständlichkeit ausgeblendet, und zwar diejenige zwischen **Analytiker** und **analytischer Situation** (oder: zwischen „Analytikerpersönlichkeit“ und „Analytikerfunktion“). Unausgesprochen wird auch hier vorausgesetzt, daß in einem imaginären, geschichtslosen „homo psychoanalyticus“ die Person und die Funktion des Analytikers konflikt- und spannungsfrei zusammenfallen (oder zusammenfallen sollten). Genau damit aber sind wir wieder beim Überich angelangt, bzw. bei einer neuen Variante der Selbstausblendungsnorm.

Es geht in diesem Zusammenhang also darum, ob in einem Technikmodell das *Verhältnis zwischen Analytikerpersönlichkeit und Analytikerfunktion* von vornherein (konzeptuell) als wichtige und reflektierenswerte Größe im analytischen Geschehen berücksichtigt wird.

Ich will einige Themen und Fragen skizzieren, die in diesen Bereich gehören. (Es handelt sich dabei übrigens größtenteils um jene Faktoren, die auch einen bestimmenden Einfluß darauf haben, auf welche Weise sich die Arbeit eines Analytikers von der anderer Analytiker unterscheidet. – In der klinischen Theorie ist also sozusagen auch für unsere Verschiedenheit kein Platz, sie ist konzeptuell nicht vorgesehen.)

Das beginnt beim Einfluß des individuellen biographischen Hintergrundes auf die spätere Arbeit eines Psychoanalytikers und geht bis zur Frage, ob und wie sich die Beziehung eines Analytikers zu seiner psychoanalytischen Sozietät auf seine Arbeit auswirkt. Ebenso gehört hierher das gar nicht so seltene Phänomen, daß sich das Verhältnis eines Analytikers zu seiner Arbeit, sein Stil, auch seine Theorieselektion, im Laufe der Jahre manchmal tiefgreifend ändert, - wobei solche Änderungen und Entwicklungen **auch** ganz handfest mit der Biographie des Analytikers zu tun haben können (mit Beziehungen, Trennungen, Elternschaft, Übersiedlungen, usw.) Oder die Tatsache, daß ein Analytiker mit seiner Funktion zeitweise auch in Konflikt geraten kann, und daß sich solche Konflikte - ebenso übrigens wie verschiedene Aspekte der Lust am analytischen Arbeiten! - nicht immer nur auf das jeweils aktuelle analytische Geschehen zurückführen lassen, sondern **auch** etwas mit ihm, seiner Persönlichkeit, seiner Geschichte, seinem Geschlecht usw. zu tun haben können. (Gleichzeitig aber auch z.B. mit kollektiven Idealbildern des Analytikerseins, die er in der Ausbildung übernommen hat.) U.ä.m. - *Wo das alles nicht mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zum Thema gemeinsamen Nachdenkens gemacht werden kann, dort wird es, wenn überhaupt, immer sozusagen verschämt in einem "Überich-Winkel" der klinischen Theorie abgehandelt werden müssen.*

Alle Einflüsse der persönlichen Lebensumstände des Analytikers auf seine Arbeit – ob sie nun konflikthaft sind oder nicht, bewußt oder unbewußt, - werden dann *vom Konzept her* entweder verleugnet oder in den „Restneurose-Topf“ geworfen. (Im kleinen, geschützten, gleichsam privaten Rahmen von Intervisionen u.ä. kann darüber durchaus reflektiert werden, diese Reflexion bleibt aber von der Ebene klinisch-theoretischer Überlegungen abgetrennt.)

M.a.W.: Es geht um die theoretische Auseinandersetzung mit Gegenübertragungswiderständen besonderer Art. Was ich oben skizziert habe, läßt sich daher als „konzeptuelle Festschreibung von Gegenübertragungswiderständen“ verstehen: Die beharrliche Reflexion von Gegenübertragungswiderständen, auf institutioneller wie auf individueller Ebene schon schwierig genug, wird noch zusätzlich erschwert, wenn dafür *vom Konzept her* kein Sprach- und Denkraum vorgesehen ist, keine Begrifflichkeit dafür zur Verfügung gestellt wird.

Es wurde bereits erwähnt, dass logischerweise auch eine „wirkliche“ (d.h. eine affektiv wirksame) Triade „Analysand – Analytiker – analytische Situation“ nur dort vorgesehen und theoretisch erfassbar sein kann, wo nicht schon die Spannung, die

Nicht-Identität zwischen den Elementen „Analytiker“ und „analytische Situation“ ausgeblendet oder implizit wegharmonisiert wird.

Dieses Dilemma stellt sich auch bei dem seit einigen Jahren vor allem in den USA heftig diskutierten **Intersubjektivitäts-Modell** (vgl. etwa ORANGE et al., 1997), freilich mit umgekehrten Vorzeichen. Ich kann darauf nicht mehr genauer eingehen; nur soviel: Hier ist von der Persönlichkeit des Analytikers sehr viel die Rede, - so viel, daß THOMÄ besorgt feststellt, daß die Anerkennung der Intersubjektivität als Erfahrungsgrundlage die Gefahr mit sich bringe, daß die Psychoanalyse "im Subjektivismus persönlicher Gegenübertragungen versinkt" (THOMÄ 1999, S.849). Er sieht in der Verabsolutierung der Gegenübertragung ein "neues Gespenst" drohen und meint: "In Behandlungsberichten und Veröffentlichungen erfährt man heutzutage oft mehr über das Fühlen und Denken des Analytikers als über die freien Assoziationen des Patienten und deren anzunehmende Fundierung in unbewußten Schemata oder Phantasien" (a.a.O.). (s. Anm. 3)

Ob man nun THOMÄs Befürchtungen teilt oder nicht, in Bezug auf unser Thema läßt sich feststellen: *Wurde bisher die Analytikerpersönlichkeit auf einen mit der Methode verschmolzenen homunculus reduziert, so scheint hier tatsächlich **umgekehrt** die Methode zu einem (relativ beliebigen) Appendix der zentralen Größe "Analytikerpersönlichkeit" zu verkümmern, - was aber interessanterweise nichts daran ändert, daß die Differenz, die Spannung zwischen diesen beiden im einen wie im andern Falle ausgeblendet wird.*

6) Einige Ausnahmen

Freilich gab und gibt es immer wieder interessante, allerdings fast immer vereinzelt dastehende Aussagen zum Thema. MERTENS stellt fest:

„Trotz Lehranalyse, trotz eines jahrelangen Konfrontiertseins mit den Motiven, Psychoanalytiker werden zu wollen, und mit den eigenen persönlichkeitsstrukturellen Haltungen und Einstellungen, bleibt der Einfluss der Persönlichkeit des Analytikers im analytischen Prozessgeschehen eine wichtige Größe. Diese wird um so bedeutsamer, je mehr die Auffassung einer unpersönlichen Projektionsleinwand, hinter der die reale Persönlichkeit des Analytikers zu verschwinden habe, als historischer Irrweg erkannt wird.“ (MERTENS 1993, S.125)

Gleichzeitig nimmt MERTENS eine klare Abgrenzung gegenüber jenen Richtungen vor, in denen überhaupt nur noch die „Persönlichkeit“ des Therapeuten von Interesse ist:

„Wenn heutzutage von manchen nichtpsychoanalytischen Psychotherapieforschern die Auffassung vertreten wird, dass letztlich unspezifische, also schulen- und technikenabhängige Variablen die wichtigsten Wirkfaktoren seien, wozu an erster Stelle eben die Persönlichkeit des Therapeuten, d.h. seine Reife, sein Einfühlungsvermögen, seine allgemeinmenschliche Kompetenz zähle, dann plädieren Psychoanalytiker allerdings zu Recht dafür, der psychoanalytischen Technik die Priorität einzuräumen. Denn es geht bei der Einbeziehung der Persönlichkeit psychoanalytischerweise nicht um Faktoren wie ‚Wärme‘ oder ‚Authentizität‘ (die als weitgehend selbstverständlich vorausgesetzt werden), sondern um die Auswirkungen unbewusster Persönlichkeitsstrukturanteile und struktureller Motive, die neben den von Patient zu Patient unterschiedlichen Gegenübertragungsreaktionen als habituelle Einstellungen immer wieder – vor allem in ihrer Interferenz mit bestimmten analytischen Operationen – bewusst zu machen sind.“ (a.a.O., S.126f.)

- Sehr bekannt geworden sind die Arbeiten von RIEMANN über die jeweilige Persönlichkeitsstruktur des Analytikers als potentielle individuelle „Fehlerquelle“ (RIEMANN 1959; S.150-159). Er stellt darin sehr einleuchtende und anregende Hypothesen über die Auswirkungen der Persönlichkeitsstruktur des Analytikers auf den Behandlungsverlauf (und auch über die Interferenz mit bestimmten Persönlichkeitsstrukturen der jeweiligen Patienten) auf, und zwar in Form von idealtypologischen Einteilungen. Für unser Thema hier greift RIEMANNs Ansatz allerdings insofern zu kurz, weil dabei übersehen wird, dass der Persönlichkeit des Analytikers ja kein in sich widerspruchsfreier psychoanalytischer Theorie-Corpus gegenübersteht, auf den man sich beziehen könnte, um so quasi „objektiv“ die individuellen „Fehlerquellen“ im Psychoanalytiker zu untersuchen.

D.h.: Gerade heute, in der Situation der „pluralistischen Psychoanalyse“, stellt sich in diesem Zusammenhang zuallererst die Frage nach dem Verhältnis zwischen **Persönlichkeitsstruktur des Analytikers** und seiner (unvermeidlichen) **Theorieselektion**. – Es gibt dazu erstaunlich wenig Literatur. Vielleicht auch

deshalb, weil es schwierig ist, sich mit dieser Frage auf eine nicht-denunzierende Weise zu befassen. MERTENS gelingt das in seinen vorsichtig formulierten Überlegungen darüber, daß die Theorieselektion von Analytikern "auch stark mit der Persönlichkeit des Psychoanalytikers" zusammenhängt:

„...Die Ablehnung der Selbstpsychologie könnte z.B. mit geschlechtsspezifischen Präferenzen zu tun haben (sich als Selbstobjekt i.S.v. KOHUT verwenden zu lassen, könnte einem männlich orientierten Psychoanalytiker als eine zu passive und masochistische Einstellung erscheinen, während ihm die Haltung des Detektivs, der die Äußerungen seiner Patienten nicht für bare Münze nimmt, um vieles mehr gefällt; die Bevorzugung selbstpsychologischer Theorieansätze und behandlingstechnischer Vorgehensweisen könnte mit der Angst vor Sinnlichkeit und Aggression zu tun haben; der klassische Triebpsychologe könnte aber auch sein eigenes Bedürfnis nach Gespiegeltwerdenwollen verleugnen und abstreiten u.v.m.).”(MERTENS 1993, S.133)

Das mag auf den ersten Blick banal erscheinen. Mir erscheint es im oben angesprochenen Zusammenhang wichtig, eben weil es an das Gebot der konzeptuellen Ausblendung der Analytikerpersönlichkeit (und, in diesem Fall: ihrer Beziehung zur klinischen Theorie) rührt.

Ebenso ERMANNs allgemeine Überlegungen über divergierende klinische Theorien, die er vor allem unter dem Aspekt von „Konstruktionen“ betrachtet, „die uns helfen, die psychoanalytische Situation zu bewältigen“ (ERMANN 1999, S.877). Er meint dazu recht pragmatisch:

„Die Psychodynamik der Verwendung solcher Theorien ist meines Wissens noch nicht konzeptualisiert. Vermutlich symbolisieren sie die Beziehung des Analytikers zu hilfreichen psychoanalytischen Introjekten und 'entgiften' das Unheimliche in der Begegnung mit dem Unbewußten, indem sie das Unsichtbare hinter den Phänomenen (..) probeweise visualisieren.

Psychoanalytische Theorien wären dann den Gleichnissen ähnlich, die so weit tragen, wie sie nützlich sind. Um ein ausreichendes Spektrum klinischer Phänomene abdecken zu können, müssen sie genügend vielfältig sein. Natürlich muß ihre Anwendung konsistent sein, sondern würden sie Verwirrung stiften. Entscheidend aber ist, daß der Analytiker sich mit den von ihm verwendeten Theorien authentisch

fühlt, um in der konkreten Situation mit sich selbst in Kontakt und lebendig zu bleiben und seinen Analysanden zu erreichen." (ERMANN 1999, S.877)

Zuletzt möchte ich noch zwei Beispiele anführen, wo das beschriebene Selbstausbblendungsgebot deutlich außer Kraft gesetzt wurde: Bei ECKSTAEDT (1991) oder bei ZWIEBEL (1992), die sich beide sehr konkret mit der analytischen Situation auseinandersetzen, wird die eigene Persönlichkeit weder aus dem Berichteten noch aus den Reflexionen darüber ausgeblendet. **Sie steht nicht im Zentrum, aber sie ist präsent.**

Bei diesen Autoren wäre, nach meinem Denkmodell, ein anderes (ein "benignes") psychoanalytisches Überich wirksam: Natürlich werden auch hier Forderungen an den Analytiker gestellt, aber andere. Es geht nicht mehr um eine Verleugnung oder Ausblendung der eigenen Persönlichkeit, und zwar weder in der konkreten Arbeit, noch im Zuge der (in diesem Fall veröffentlichten) Reflexion darüber. Daher muss auch der Einfluß der jeweiligen persönlichen Lebensumstände des Psychoanalytikers auf sein Erleben der analytischen Situation nicht künstlich ausgespart werden. ZWIEBEL bezieht z.B. einmal bei der Schilderung eines Erstgesprächs ganz konkret - und sehr plausibel - auch seine kurz zuvor erfolgte Übersiedlung, die Praxisneugründung und die Erkrankung von Familienangehörigen als Hintergrundfaktoren in seine Reflexion des Übertragungs-/Gegenübertragungsgeschehens mit ein (ZWIEBEL 1992, S.93).

Mir erscheint in diesem Zusammenhang noch vieles interessant: Etwa die Unterschiede, aber auch die strukturelle Ähnlichkeit und die mögliche Verbindung zwischen den beiden geschilderten Ausblendungsvorgängen (also der affektiven Selbsteliminierung des Analytikers während seiner Arbeit einerseits, und der konzeptuellen Ausblendung der Analytikerpersönlichkeit in der Theorie der Technik andererseits). - Oder die Frage, wieso ersteres für FREUD selbst oder für Leute wie FERENCZI oder BALINT kaum eine Rolle spielte, trotzdem aber so mächtig wurde, dass es von manchen als ein immer wieder zu vertreibendes „Gespenst“ erlebt wurde; welche Rolle dabei die Institutionalisierung (auch der Ausbildung) spielte. – Und natürlich die Suche nach weiteren Ansätzen einer Theorie der Technik, in der weder die Analytikerpersönlichkeit noch ihre Beziehung zur analytischen Funktion thematisch unter den Tisch fallen.

Zusammenfassung:

Der Artikel beschäftigt sich zunächst mit einigen tradierten Überich-Normen, die sich konkret auf die Haltung des Analytikers in der analytischen Situation beziehen. Als zwei häufige Überich-Konfigurationen wurden a) das "Gespenst des gefühllosen, inhumanen Psychoanalytikers" und b) die Forderung nach einer immerwährend mütterlich-verständnisvollen Einstellung des Psychoanalytikers skizziert. *Beide* können im Analytiker eine maligne Wirkung in Richtung einer emotionalen Selbstaussblendung entfalten.

In einem zweiten Schritt wurde diese Problematik mit dem Phänomen in Verbindung gebracht, dass in der klinischen Theorie die Rolle der Analytikerpersönlichkeit *konzeptuell* weitgehend ausgeblendet wird. Es wurde festgestellt, dass dadurch die spannungsreiche Beziehung „Analytikerpersönlichkeit – Analytikerfunktion“ als wichtiges Thema verlorengelht, bzw. dass in einem solchen klinisch-theoretischen Konzept kein (Reflexions-)Raum für die Triade „Analysand – Analytiker – analytische Situation“ vorgesehen ist.

Anders gesagt: Reflexionsarbeit, in der die Analytikerpersönlichkeit und ihre Beziehung zur analytischen Situation eine Rolle spielen, wird von der Theorie her sozusagen nicht unterstützt. Sie wird daher, solange das so ist, auf eine individuelle und privatsprachliche Ebene beschränkt bleiben (müssen).

Anmerkungen:

(1) Als kleinen Ausflug in dieses Gebiet will ich hier einen spekulativen Gedanken einschieben: Ich vermute, dass das, was ich oben als „Alice-MILLER-Modell“ beschrieben habe, eine Zeit lang in den Österreichischen Arbeitskreisen *relativ* weit verbreitet war, - jedenfalls mehr als in anderen psychoanalytischen Vereinigungen. Und ich vermute weiter, dass das mit der relativ hohen Anzahl von Theologen in den Arbeitskreisen zu tun hatte. Genauer: Ich vermute hier einen Zusammenhang mit der Anziehungskraft, die die Arbeitskreise damals - aus verschiedenen Gründen – speziell für Theologen hatten.

(2) Das berührt ein anderes interessantes Thema: Es wundert mich seit langem, dass von Psychoanalytikern das Schreiben so selten zum Thema gemacht wird. Etwa: An welches Gegenüber wendet sich der Schreibende, auch der schreibende Analytiker? Welche Art von Beziehung zum

künftigen Leser phantasiert er? Wie wirkt sich diese imaginäre Beziehung auf den Stil und auf die Verständlichkeit bzw. Unverständlichkeit von Texten aus? - Zu diesem Thema findet sich eigenartigerweise in sämtlichen bisher erschienenen „Psyche“-Heften nur ein einziger, allerdings scharfsinniger Aufsatz: „Fachsprache und Dialogsprache“, MÜLLER 1976, S.338ff.

(3) Es würde sich hier demnach um kein „Überich“-Gespenst (mehr) handeln, - eher um so etwas wie ein „Beliebigkeits“- oder „Verwahrlosungsgespenst“.

Heinz WEISS hat in seinem Artikel mit dem Titel „Die Verabsolutierung der Gegenübertragung: ein neues Gespenst?“ (WEISS 1999, S.894ff.) seine differenziert-kritische Position gegenüber THOMÄS Thesen so zusammengefaßt: „Der von ihm beschworenen Gefahr einer ‚totalistischen Auffassung der Gegenübertragung‘, die in den letzten Jahrzehnten eine ‚inflationäre Entwicklung‘ (..) durchlaufe und eine starke ‚Faszination‘ (..) ausübe, ist mit Hanna SEGAL (1977, S.118) entgegenzuhalten, dass die Gegenübertragung zwar ‚der beste aller Diener‘, aber ‚der schlechteste aller Meister‘ ist (..). Nur von einem objektivistischen Standpunkt aus muß der ‚Sog‘ ‚subjektivistischer Selbstdarstellungen‘ (..) als so bedrohlich erscheinen, daß er zur Forderung führt, der Psychoanalytiker habe sich ‚permanent Rechenschaft über sein therapeutisches Handeln zu geben und seine Praxis so weit als möglich an wissenschaftlichen Kriterien auszurichten‘ (..). Meine Auffassung ist es nicht, daß die Ergebnisse der empirischen Prozeßforschung für den Psychoanalytiker nicht hilfreich und wichtig wären (..) Nur deren Verabsolutierung zur einzig legitimen Referenzquelle, an der sich das Verständnis der analytischen Situation zu orientieren hat, gilt hier meine Kritik. So stimme ich mit Helmut Thomäs Forderung überein, wenn er die Notwendigkeit betont, über die individuelle Fallgeschichte hinaus auch typische Interaktionsformen im Rahmen einer vergleichenden Therapieforschung empirisch zu untersuchen (..). Wenn es jedoch darum geht, die Psychoanalyse mit Hilfe empirischer Methoden von einem ‚neuen Gespenst‘, nämlich der Verabsolutierung der Gegenübertragung, zu befreien, so denke ich, daß es bessere Gründe gibt als die Gespensterjagd, um Wissenschaft zu betreiben. Sonst nimmt diese Art der Wissenschaft irgendwann selbst gespenstische Formen an.“ (a.a.O., S.902f.)

Literatur:

BALINT, M. (1947): „Über das psychoanalytische Ausbildungssystem“, in: ders. (1965): „Die Urformen der Liebe“ (Fischer Tb, Frankfurt/Main 1969)

CREMERIUS, J. (1977): „Grenzen und Möglichkeiten der psychoanalytischen Behandlungstechnik bei Patienten mit Über-Ich-Störungen“, *Psyche* Jg.31, S.593-636

CREMERIUS, J. (1982): „Kohuts Behandlungstechnik. Eine kritische Analyse“, *Psyche* Jg.36, S.17-46

CREMERIUS, J. (1990): „Freud bei der Arbeit über die Schulter geschaußt. Seine Technik im Spiegel von Schülern und Patienten“, in: ders., „Vom Handwerkszeug des Psychoanalytikers: das Werkzeug der psychoanalytischen Technik“, Bd. 2 (Frommann-Holzboog, Stuttgart 1990)

ECKSTAEDT, A. (1991): „Die Kunst des Anfangs“ (Suhrkamp, Frankfurt/Main 1992)

ERMANN, M. (1999): „Mit dem Pluralismus ins Chaos“, *Psyche* Jg.53, H9/10, S.873-877

FERENCZI, S. (1928): „Die Elastizität der psychoanalytischen Technik“, in: ders., (1972): „Schriften zur Psychoanalyse“, Bd.II (Fischer Tb, Frankfurt/Main 1982)

- HEIMANN, P. (1964): "Bemerkungen zur Gegenübertragung", Psyche Jg.18, S.483-493
- KLAUBER, J. (1967): "Der Psychoanalytiker als Person", in: J.v.SCHEIDT (Hg.): "Psychoanalyse. Selbstdarstellung einer Wissenschaft". (Nymphenburger Verlagshandlung, 1975)
- KLAUBER, J. (1980): „Schwierigkeiten in der analytischen Begegnung“ (Suhrkamp, Frankfurt/M. 1980)
- KOHUT, H. (1977): „Die Heilung des Selbst“ (Suhrkamp, Frankfurt/M. 1979)
- MERTENS, W. (1990): "Einführung in die psychoanalytische Therapie", Bd.III (Kohlhammer, Stuttgart 1993)
- MILLER, A. (1981): "Du sollst nicht merken" (Suhrkamp, Frankfurt/M. 1981)
- MÜLLER, H.U. (1976): „Fachsprache und Dialogsprache“, Psyche Jg. 30, S.338-345
- NERENZ, K. (1985): „Zu den Gegenübertragungskonzepten Freuds“, Psyche Jg. 39, S.501-518
- ORANGE,D./G.E.ATWOOD/R.D.STOLOROW (1997): "Intersubjektivität in der Psychoanalyse" (Brandes u. Apsel, Frankfurt/M., 2001)
- PLÄNKERS, T. (1982): „Die barmherzige Psychoanalyse. Anmerkungen zu A.Millers Buch ‚Du sollst nicht merken‘“, Psyche Jg.36, S.738-742
- RIEMANN, F. (1959): "Die Struktur des Therapeuten und ihre Auswirkung in der Praxis", Psyche Jg. 13, S.150-159
- SCHLIEFFEN, H.G.v. (1982): "Der schweigende Analytiker", Psyche Jg.36, S.289-306
- STONE, L. (1961): "Die psychoanalytische Situation" (Fischer, Frankfurt/M. 1973)
- THOMÄ, H. (1999): "Zur Theorie und Praxis von Übertragung und Gegenübertragung im psychoanalytischen Pluralismus", Psyche Jg.53, H 9/10, S.820-872
- THOMÄ, H. u. H.KÄCHELE (1989): "Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie", Bd.1 (Springer, Berlin 1985, 2.korr. Nachdruck 1989)
- TREURNIET, N. (1996): "Über eine Ethik der psychoanalytischen Technik", Psyche Jg. 50, S.1-32
- WEISS, H. (1999): „Die Verabsolutierung der Gegenübertragung: ein neues Gespenst?“, Psyche Jg. 53, S.894-904
- ZWIEBEL, R. (1992): "Der Schlaf des Analytikers" (Verl.Int.Psychoanalyse, Stuttgart 1992)

Anschrift des Verfassers:

Dr.Christian Schacht, Fiebingerweg 6, 5020 Salzburg
 e-mail: christian.schacht@aon.at